

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 221.

Donnerstag, 21. September.

1916.

Schicksal.

Von Henry Stod.

(Nachdruck verboten.)

(II. Fortsetzung.)

IV.

Als Hanke einige Tage später Lena aufsuchte, empfing die junge Frau sie mit einem mütterlichen Lächeln, wie man einem Kinde zuspricht: „Nun, hast du Georgs Härte verschmerzt? Er hat es nicht schlimm gemeint. Den ganzen Abend, nachdem du fort warst, blieb er bedrückt. Er ist ja so gut und ritterlich, nicht wahr?“

Hanke strich zärtlich über die dunkeln Augen, die von Glück und Güte einen warmen Glanz trugen. Indem sie Lenas schmiegenden Bewegungen zusah, die den Teetisch mit dem lieblichen Stolz ganz junger Frauen bereitete, mußte sie denken: „Es gibt etwas zwischen Georg und mir, was du nicht ahnst, und Georgs Ritterlichkeit gilt nicht dir allein.“

Aber von nun an besuchte sie Lena öfter in Georgs Abwesenheit. Wenn sie ihn sah, vermied sie es, ihm die Hand zu geben. Denn jedesmal war's ihr, als gerieten ihre Seelen durch die Berührung der Hände in eine so innige Gemeinsamkeit, daß sie beide allein im Raum weilten, fern von Lena und anderen zufälligen Gästen. Georg bemerkte nicht oder wollte nicht bemerken, daß Hanke ihm auswich. Immer wieder reichte er ihr seine festen Finger, wenn sie ihn mit einem flüchtigen Reigen des blassen Köpfchens begrüßen wollte. Immer öfter fühlte sie seinen Blick wie einen Segen auf ihren gesunkenen Lidern. Die alte Zeit war ihr verschollen. Sie wußte nichts mehr von dem Knaben, dem sie einst das Haar gestreichelt hatte, das so widerspenstig über der hohen Stirn entporstarrte. Sie sah nur den Mann, dessen Gedanken die ihren umschmeichelten. Oder begannen ihre eigenen Gedanken das wesenlose, verderbliche Spiel? Oft wühlte eine Feindschaft in ihr gegen diesen Menschen, der so viel Unklarheit in ihr Leben brachte, das ruhig der Reife entgegenwachsen wollte.

Lenas Schritt ward schwerer. Sie strahlte von Zukunftsgedanken und hoffender Freude. Manchmal fragte sie wohl vorwurfsvoll: „Hanke, warum hast du unsere gemeinsamen Heimabende ganz aufgehoben? Ausgehen mag ich nicht mehr!“ Aber im Grunde war sie beglückt, daß sie Georg nun öfter allein hatte. Sie glaubte Hankes zögernder Entschuldigung: „Ich brauche Einsamkeit, Lena. Ich horche in mich hinein und aus mir heraus mit allen Kräften. Ich möchte etwas schaffen, etwas Rechtes, Starkes!“ Und Hanke erzählte, daß verschiedene Vers- und Prosa-Einsendungen angenommen worden seien, daß sie eine Entwicklung ihres Könnens feststellen könne.

Dann meinte Lena später zu Georg: „Du, Hanke ist so fein und klug. Vielleicht bin ich ihr zu dumm. Ob ich nicht auch dir einmal zu dumm sein werde?“

Aber Georg beruhigte sie. „Närrchen, du weißt gar nicht, wie lieb du aussiehst, und wie gut du bist!“ Er kitzelte ihren Scheitel, und da sie ihm den roten Mund gar so durstig entgegenhob, streifte er ihre Rippen mit den seinen wie in schauer Andacht.

V.

Als die herben Frühlingswinde weicher wurden, fuhr Hanke für einige Wochen hinaus in das Bisttal nahe dem Sachsenwald. Die Wälder standen rotbraun und ernsthaft gegen den lichtblauen Himmel. Das Flühchen schlängelte sich durch fröhliche Wiesen, und leuchtende Birken kletterten mit fliegenden Haaren scharenweis hügelan, hügelab.

Da zerschmolz in Hanke alle Schwere des Erlebens der letzten Monate. Ihr wurde hell und tapfer ums Herz; daß sie aller Rätsel- und Schattenangst lachte: „Ich will wollen und ich will wachsen. Du kannst mir meinen Frieden nicht zerbrechen, Georg. Na, damals, als wir so jung waren, da wäre ich wohl still in deinen Armen geblieben, wenn du mich gehalten hättest und hätte gewartet und gehofft auf ein liebes Hafen-Glück! Jetzt bin ich froh in meiner Einsamkeit!“

Sie wanderte den ganzen Tag durch die Wälder, pflückte dicke Sträuße von Waldanemonen und Primeln und erwiderte sich an dem herben Duft, den verhaltenen Farbtönen. Oft steckte sie sich auch wohl ein Büschel in den Gürtel und dachte: „Hübsch bin ich gar nicht. Aber so große, graue Augen in einem so schmalen Gesicht hat doch nicht jeder!“ Und sie erinnerte sich eines Wortes, das Georg vor Jahren geprägt hatte: „Du bist kein Orchester, sondern Kammermusik.“

So war's wohl. In der Menge verschwand sie hier in die Waldeinsamkeit des prangenden Frühlings schmiegte sich des Mädchens blasse Anmut fein hinein.

Sie wartete noch, bis die Büden zu grünen Flammen aufloderten, bis Glieder, Rotdorn, Goldregen ihren bunten Reigen begannen. Dann seht sie in ihr kleines Reich zurück und freute sich an dem frühlingsschmuckten Gärtchen.

Als sie sich gerade zu einem Begrüßungsbesuch bei den Freunden fertig machte, brachte man ihr ein Telegramm: „Wir haben ein Mädchen, Georg.“

Das Papier entfiel ihren Händen. Eine eiskalte Hand legte ihr die Botschaft auf die bange Brust. Was bedeutete das? Sie hatte sich doch gefreut zu Georgs und Lenas Kind!

Wie im Traum ging sie durch die Straßen zu Georgs Wohnung. Das Mädchen führte sie ins Wohnzimmer. Georg sah müde in einem Sessel. „Wie geht es Lena?“ „Sie ist sehr schwach“, sagte er mit einer Stimme, die wund war von Tränen. „Kann ich das Kind sehen?“ „Es liegt bei Lena.“ „So will ich wieder gehen; leb wohl, Georg.“ Behutsam zog Hanke die Tür ins Schloß.

VI.

In den folgenden Tagen glaubte Hanke, ein Schleier sei über ihre Gedanken gebreitet, den sie ängstlich festhalten mußte, damit sie nicht frank würde. Nachts lag sie lange wach; der Schlaf entwichte ihr wie ein scheues Tier, wenn sie eben in halbes Dämmern sank. Dann fürchtete sie sich vor den eigenen Atemzügen, denn bei jedem Geräusch riß das Grauen der Nacht die Augen weiter auf und starrte in Hankes arme Seele.

Sie wollte Lena schreiben; ihr fiel nichts ein. Am Ende sandte sie Blumen. Aber ihr war, die weißsamti- gen Rosen müßten vergilbt in Lenas Hände gelangen, weß von dem heißen Hauch der Angst und Irrsal, der sie gestreift hatte.

Nach einer Woche wagte sie sich zu der jungen Mutter. Die sah aus, als hätten die Augen das zarte Gesicht ganz auf gefogen, daß nichts übrig war als ein jammet- braunes Schimmern. Sanke blieb nur eine Viertelstunde. Die stille Durchsonntheit der lieben Räume tat ihr wohl und löste die unerträgliche Spannung aller Nerven. Sie küßte des Kindes blumenblatt-seidige Händchen. Es schlief. Die leise gehenden Atemzüge, der Duft von Gepflegtheit und Sattsein, der dem kleinen Ge- schöpf entströmte, bewegte Sanke: „Wie lieb will ich dich haben, du süßes Ding!“ flüsterte sie.

Als sie sich bald darauf wieder nach Lenas Befinden erkundigen wollte, sah Georg auf dem Bettrand und stand fast befangen auf bei Sankes Eintritt. Er be- gegnete ihr von nun an immer mit einer gequälten Sähen, als gälte es, den Schlaf von etwas Unausprech- lichem nicht zu hören, das zwischen ihnen träumte.

Der kleine Haushalt schob sich allmählich in das alte, sanfte Geleise. Das Kind ruhte im Mittelpunkt. Sanke kam nun wieder häufiger morgens zu Lena oder zu kurzem Abendbesuch. Sie war erstaunt und er- griffen, wie alles Alltagsleben, die Gemeinschaft der Gatten und ihre Unterhaltung sich zum Rahmen fügen mußte um die kleine Renate.

„Klingt es nicht schön, Renate Saß?“ fragte Georg einmal.

„Ja, sehr schön“, stimmte Sanke zu und wiederholte in Gedanken „Renate“. Plötzlich fiel ihr ein, hieß nicht „Renate“ die „Wiedergeborene?“ Hatte Georg an die Bedeutung oder nur an den Wohlklang des Namens ge- dacht? Und als Sanke gleich darauf an das weiße Kördchen trat, entdeckte sie, daß des Kindes Mund, so unentwickelt er auch noch war, sich wölben wollte, wie ihre eigenen blaffen Lippen. Und da es nun seine Augen aufschlug, schimmerten sie groß und grau, gleich den Augen ihres Spiegelbildes.

Sanke sprach nicht über ihre Entdeckung. Sie ver- steckte sie vor sich selbst und traute ihr nicht recht.

Sie war gefasster und schritt durch die lichten Sommertage, als tanzten sie ihr allein den Reigen. Die letzten Wochen hatten flughaft in Sanke gegraben. So war sie erfüllt von Schöpferahnung und ersehnte die rechte Gestaltungsstunde.

Sie wollte versuchen, in einen Roman zu zwingen, was sie gelernt hatte, wie sparsam verstreut und un- wesentlich eigentlich die tatsächlichen Ereignisse des Lebens sind; die verhauchenden Unbewußtheiten, Wünsche, Süchte, Gedanken, die zwischen den Menschen hin und wieder spinnen, wie Sommerfäden, die weben das Schicksal.

Zimmer mit ihrem Plan beschäftigt, dauerte es einige Wochen, bis Sanke eines Vormittags Lena guten Tag sagte, die im weißen Morgenkleid auf der blumen- bunten Loggia ruhte. Ihr Antlitz hatte sommerwarme Tönung. Ihre zarte Stirn war zu reifer Mütterlichkeit aufgeblüht. Sanke küßte sich farg und schattenhaft neben der schönen Frau. Das Kind dehnte sich in seinen Kissen, tastete mit den rosigen Händchen und schaute aus großen, grauen Augen erstaunt in die Welt. Lena rief Sanke entgegen: „Wie froh bin ich, daß du endlich kommst, Sanke, du mußt nun wieder öfter bei uns sein. Du ahnst nicht, wieviel du lernen und erleben kannst, wenn du an des Kindes Bett sitzen darfst, und sieh nur, wie sonderbar, ähneln nicht Renatens Augen den deinen? Das haben wohl meine Gedanken getan, die sich so viel mit dir beschäftigen und meine Liebe zu dir. Georg freut sich auch an dem süßen Wunder. Oft küßt er des Kindes Augen ganz verstoßen. Ich könnte fast eifersüchtig sein auf unsere Tochter. Er ist so schweig- sam geworden und sitzt viel am Bettchen. Aber er ver- wöhnt mich fast zu sehr und würde mir die Sonne vom Himmel holen! Doch ich schwache so viel, nun sprich du,

Sanke.“ Und Sanke erzählte von Spaziergängen, Büchern, von Plänen und Entwürfen. Sie sprach so lebhaft, lachte und fragte. Aber ihr war, als sei sie selbst irgendwo hoch oben auf einem fremden Stern und blide herunter auf die Erde, wo Sanke Marten auf einer blumenbunten Loggia saß und sprach, erzählte, fragte und neben ihr horchten Georg Saß' Weib und sein träumendes Kind.

Und ehe sie ging, versprach Sanke einen ausgedehnten Abendbesuch für die nächste Woche.

VII.

Sanke hielt ihr Versprechen. Sie zog ein lockeres, weißes Kleid an. Ihr weißblondes Haar umrahmte in fließenden Wellen die schmalen Wangen, daß sie ganz botticellisch wirkte. So ging sie zu den Freunden und saß zwischen ihnen in der lauen Sommerluft. Die Auster tändelte mit dem Mond. Bunte Dampferlichter schwammen märchenhaft hin und wieder. „Irgendwo rieselte Geigenschluchzen.“

Sanke fühlte die Schönheit des Abends nur ge- dämpft. Qual und Glückseligkeit grüßten herauf aus einem Meer von Stille.

Dann sprach sie und lachte, bis sie rote Wangen be- kam und feuchte Augen, daß Lena meinte: „Sanke, du siehst so fein und besonders aus heute abend. Der Sommer kleidet dich gut. Ich wünschte, wir könnten nächstens bei dir zu Gaste sein. Da hätte Georg einen Freund und später unsere Renate einen Spielge- fährten. Wäre das nicht herrlich?“

Und Sanke antwortete irgend etwas. Sie sprach und lachte und klammerte sich hoch oben an einen frem- den Stern und sah nieder auf die Loggia, wo Sanke Marten zwischen Georg Saß und seiner Frau saß.

Es war unheimlich.

Georg ward immer stiller. Plötzlich mitten in ihr eigenes Lautsein und in die dufende Abendschwüle hin- ein hörte Sanke, daß ein Weh in ihr weinte und jam- merte wie ein Kind, das heim will zur Mutter. Und sie hörte noch, daß Georgs Gedanken sie tröstend um- hüllten, dultlose: „Sei still, ich bin ja bei dir!“

Da brach sie auf, so jäh, daß Lena zusammenfuhr.

Es war spät geworden. Sanke widersprach nicht, als Georg tonlos sagte: „Lena, ich begleite Sanke. Der Kopf tut mir weh. Ein Spaziergang wird mich er- frischen.“

So gingen sie nebeneinander durch die Straßen. Es flutete zwischen ihnen, daß sie das Schweigen nicht empfanden. Ach, Worte und Töne sind Torheit. Nur das Schweigen ist beseelt und reich, wenn zwei Men- schen sich nahe sind.

Georg nahm Sankes Arm. Sie ließ es geschehen. Durch den dünnen Stoff ihres Kleides pochte sein Blut an ihres. Sie schritt neben ihm in einem seligen Ge- fühlwerden, als müßte es so sein. Ihre Gedanken schlummerten.

Als er ihr die Haustür geöffnet hatte, faßte Georg ihre beiden Hände und küßte die kühlen Finger so sehn- süchtig, so ganz verloren in Liebe, daß Sanke sich be- freite und ihm zaghaft über das Haar strich. Dabei hatte sie den Wunsch, jedes einzelne dieser hellen Haare zu küssen, die gleichsam unter einer Aschenschicht glimmten wie sein ganzes Wesen.

Dann entfloß sie seinen ausgestreckten Armen und eilte die Stufen hinauf in ihr Stübchen. Die halbe Nacht vergrübelte sie am offenen Fenster, den sanften Geheimnissen der Sommernacht lauschend, die sie so wenig deuten konnte wie das eigene Leben.

Nun wußte sie alles und wußte nichts.

Im Schlaf noch brannten Georgs Lippen auf ihren Händen, als trügen die Finger glühende Wunden.

VIII.

Es schwiegen alle Pläne. Sanke fühlte sich müde wie nach einer Krankheit. Ihre Gedanken stießen sich wund an der Mauer von Rätseln ringsum. Immer die gleichen Fragen stiegen herauf und sanken ungesättigt wieder unter.

Nach einigen Tagen bot Lena in einem Brief, Hanke möchte sie und das Kind zu einer Spazierfahrt abholen. Hanke schrieb nicht ab, weil sie bis zum letzten Augenblick glaubte, sie könne Lenas Bitte erfüllen. Aber sie brachte es nicht über sich.

Am andern Tag, in der Mittagsstunde, kam Georg zu ihr. Seine Stimme war weich, als sollte jedes Wort eine Liebesfloskel bedeuten, da er bat: „Hanke, geh' zu Lena. Sie ist traurig, daß du gestern nicht gekommen bist, und sie quält mich mit ihren Fragen. Ich weiß, daß ich Schweres von dir verlange.“

Verzeih mir, was ich dir an Schmerzen gebe, Hanke.“

Hanke biß die Zähne zusammen. Ihr Gesicht zuckte. Dann sagte sie mühsam: „O, Georg, ich wollte, du lehrtest mich, dies alles zu verstehen. Hast du Lena nicht lieb?“

„Doch, Hanke. Sie ist lieblich und gut, vielleicht besser als du. Verstehen kann ich mich auch nicht, Kind. Nun will ich nicht mehr grübeln, denn es nützt nichts. Lena entbehrt keine Liebe. Aber ich hatte diese Monate keinen Gedanken, hinter dem du nicht standest, Hanke. Ob ich allein bin oder in unserm Heim, du gehst neben mir. Jede Bärtlichkeit Lenas wähne ich von dir zu empfangen. Wenn ich mit Fremden rede, so sind deine Augen über mir, deine unruhigen Hände leuchten plötzlich auf oder ich atme den strengen Duft deines Haars. Es begann bald nach unserm Wiedersehen. Du spürtest es nicht. Dann wurde es so stark, daß es auch dich durchdrang. Ich sah es wohl.“

Siehst du nicht, wie das Kind dir gleicht? Mir ist oft, als gehörte es gar nicht mir, als wäre es gestohlen. Aber ich liebe es und bin beglückt, daß in ihm dein Bild immer um mich sein wird.“ (Schluß folgt.)

Das Deutschtum im polnischen Zeitungswesen.

Heute, da infolge der Besetzung Russisch-Polens durch deutsche Truppen die öffentliche Meinung in Polen auch durch eine große deutsche Tageszeitung — die seit dem 10. August 1915 erscheinende „Deutsche Warschauer Zeitung“ — vertreten wird, ist es von besonderem Interesse, den Einfluß zu betrachten, den das Deutschtum auf die Entwicklung des polnischen Zeitungswesens nahm. Denn bereits im 18. Jahrhundert hat der deutsche Geist in einem Teil des von uns besetzten Gebiets bedeutende Spuren in der Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur Polens hinterlassen. Die überhaupt erste Zeitung in Polen erschien am 3. Januar 1661 in Krakau. Es war, wie der Titel in deutscher Übersetzung lautet, der „Ordinäre polnische Mercurius, enthaltend die Geschichte der ganzen Welt zur öffentlichen Belehrung“. Dieser von J. A. Gorczyński herausgegebene „Mercurius“ siedelte am 4. Mai nach Warschau über. Ihm folgte erst 1729 eine andere wichtige polnische Zeitung, nämlich die von Jan Naumanski gegründete „Nowiny polskie“ — Polnische Neuigkeiten, die bis zum Jahre 1799 bestand. Doch die Blätter dieses ganzen Zeitraums litten allzu sehr unter der von der Geistlichkeit geübten strengen Zensur, und die wirklich entscheidende Anregung erhielt das polnische Zeitungswesen, wie Dr. Albert Matke Wagner in den „Grenzboten“ ausführt, erst durch die in deutscher Sprache und von Deutschen herausgegebenen Zeitungen, die vom Jahre 1757 an in Warschau erschienen. Das erste deutschsprachige Organ in Polen waren die „Warschauer Zeitungen“, gegründet im Jahre 1757. Die erste Nummer dieses Blattes erschien am 3. September, die letzte am 31. Dezember. In Format und Umfang glich das Blatt den Flugblättern, die zu jener Zeit auch Deutschland überschwemmten. Die einzelne Nummer umfaßte vier Seiten und hatte eine „Verlage zum Warschauer Zeitungen“ im gleichen Umfang. Das Blatt erschien zweimal wöchentlich, also alle drei oder vier Tage. Herausgeber waren die 1642 aus Böhmen und Mähren vertriebenen und in Warschau bei König Wladislaus IV. angesiedelten Mitglieder des Piaristenordens, die sich überhaupt um die Verbreitung der Bildung in

Polen hervorragende Dienste erwarben. Das Deutsch dieser Zeitungen war in der Art des sächsischen Kanzleistils gehalten, wie das Blatt überhaupt einen sächsisch-polnischen Charakter trug. Trotzdem die „Warschauer Zeitungen“ mit Ende Dezember 1757 vom Schauplatz verschwanden, ließen die Piaristen sich in ihrer Ausdauer nicht beeinflussen. Sie gingen sofort daran, eine neue Zeitung in französischer Sprache herauszugeben, die jedoch in Form und Anlage nichts anderes als eine unmittelbare Fortsetzung des deutschen Blattes war. Diese „Gazette de Varsovie“ bestand von 1758 bis 1764. Der französische Text ist in diesem Fall nur als Außerlichkeit zu betrachten, in geistiger Beziehung handelte es sich, wie gesagt, um ein durchaus deutsches Organ. Denn auch diese Gazette vertrat, gleich den „Warschauer Zeitungen“, den österreichisch-sächsischen Standpunkt im Siebenjährigen Krieg, sie beschäftigte sich also mit deutschen Angelegenheiten, die zugleich mit den lebendigsten Interessen Polens aufs engste verknüpft waren. Abzusehen sei daran erinnert, daß zu jener Zeit auch in Deutschland selbst das Erscheinen von Zeitungen in französischer Sprache als nichts Ungewöhnliches betrachtet wurde. Selbst in Berlin war auf Wunsch Friedrichs des Großen ein „Journal de Berlin“ gegründet worden, für das der Philosophie-Professor am Französischen Gymnasium, Johann Heinrich Samuel Formey, verantwortlich zeichnete. Auch gab es damals bekanntlich eine „Gazette de Cologne“, eine „Gazette d'Erlangen“ und eine „Gazette de Gotha“. Die „Gazette de Varsovie“ erschien, wie ihre Vorgängerin, zweimal wöchentlich. Noch bedeutender als das deutsche Zeitungswesen gestaltete sich in Polen die Wirksamkeit der deutschen Zeitschriften.

Die Verschiedenheit zwischen Tageszeitungen und Zeitschriften war im 18. Jahrhundert noch viel größer als heute, die Tageszeitungen beschäftigten sich fast ausschließlich mit Gegenständen der Tagespolitik; Kunst, Wissenschaft und Literatur wurden vollkommen den Zeitschriften überlassen. Wie in Deutschland die periodischen Veröffentlichungen Gottscheds, die Bremer Beiträge und die Bibliotheken Nicolais hervorragten, so spielten im 18. Jahrhundert die deutschsprachigen „Bibliotheken“ in Warschau eine führende Rolle im kulturellen Leben. Der hervorragendste Zeitschriftenherausgeber war Laurenz Mühler von Kolof, ein Mann von außerordentlich vielseitiger Bildung und den idealsten künstlerischen Interessen, der mit Recht den Namen eines polnischen Nicolai verdiente. Am 25. Juni 1711 zu Bettelsheim im Herzogtum Ansbach als Sohn eines höheren Beamten geboren, wurde er 1743 von dem späteren Kanzler Johann Malachowski als Erzieher seiner Söhne nach Polen gerufen. Nach sechsjährigem Aufenthalt im Gouvernement Radom ließ Mühler sich als Arzt in Warschau nieder, und bald faßte er den Plan, eine literarische Zeitschrift zu begründen, die das Ausland mit der älteren wie auch der damaligen polnischen Literatur vertraut machen sollte. So entstand die „Warschauer Bibliothek“, die in den Jahren 1753 bis 1755 erschien. Mühler hatte vor allem die Deutschen im Auge, die zu jener Zeit durch Sachsen mit Polen näher verbunden waren, und darum entschied er sich für die deutsche Sprache. Er leitete sein bedeutungsvolles Organ vom rein verstandesmäßigen Standpunkt der Aufklärung aus und beschäftigte sich besonders eingehend mit den Erzeugnissen der polnischen Literatur sowie mit den Naturwissenschaften und der Medizin. Auch die Geschichte Polens nahm in der „Warschauer Bibliothek“ einen besonderen Platz ein. Da er aber kein Blatt vor den Mund nahm und nicht vor scharfen Angriffen zurückbeugte, mußte er nach zwei Jahren das Blatt einstellen. Sein Verdienst aber war, daß „nun die Ausländer und sonderlichen Deutschen anfangen, die polnischen Skribenten genauer kennen zu lernen“. Erwähnenswert ist auch das fast gleichzeitig erschienene „Journal littéraire de Pologne“, herausgegeben von Christian Boguslaw Frieze, einem geborenen Sachsen. Dieser wählte die französische Sprache nur, weil das Deutsch zahlreichen polnischen Gelehrten damals noch fremd war. Auch die erste polnische moralische Wochenschrift, der 1765 gegründete „Monitor“, stand geistig unter deutschem Einfluß, überdies erschien er in der Mühlerschen Druckerei und wurde z. T. auch von Mühler ins Deutsche übersetzt. So kann die heutige, durch den Krieg ins Leben gerufene „Deutsche Warschauer Zeitung“ auf eine Reihe von Ahnen zurückblicken, die die historischen, literarischen und allgemein kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen auf unwiderlegliche Weise dartun.

Aus dem Leben José Echegaray's. Der große spanische Mathematiker und Dichter Don José Echegaray, der im Alter von 81 Jahren in Madrid gestorben ist, war nicht nur einer der geachtetsten, sondern auch einer der an Erlebnissen und Ehren reichsten Söhne des neueren Spaniens. Als Gelehrter, Politiker und Dichter kam Echegaray mit fast allen großen Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung, und er war nicht bloß ein Augenzeuge der oft stürmischen Geschichte Spaniens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern er erlebte die damaligen Entwicklungen als direkt Beteiligten, da er in den für Spanien so ereignisreichen Jahren 1862/73 dem Ministerium Forista als Unterrichtsminister angehörte. Nach der Niederkämpfung der Karlisten und inmitten der neuen blutigen revolutionären Erhebungen des Jahres 1863 suchte das Ministerium Forista den wegen seiner demokratischen Gesinnungen bei den Konservativen unpopulären König zu stützen, bis Don Amadeo, durch die langen Kämpfe ermüdet, freiwillig abdankte. In seinen Erinnerungen berichtet Echegaray in interessanter Weise über eine Szene im spanischen Königspalaste, die trotz ihrer weittragenden politischen Bedeutung für die Nachwelt nicht einer gewissen Romantik entbehrt. Die Königin stand damals vor der Geburt eines Infanten, des späteren Herzogs der Abruzzen, und der alte spanische Brauch verlangte, daß das erwartete Königskind unmittelbar nach der Geburt in feierlichem Zeremoniell den Ministern, den Präsidenten des Parlaments und den andern hohen Würdenträgern gezeigt werde. Doch auch diesem Zeremoniell widersetzte sich der den überlieferten Sitten abhold König Amadeo, und Echegaray erzählte hierüber: „Wir waren bei der Abend Sitzung des Kongresses, als man uns eilig die Botschaft überbrachte, das freudige Familienereignis im Schlosse stehe unmittelbar bevor. Sofort wurde die Sitzung aufgehoben, und Forista verständigte alle Würdenträger. So kamen wir denn zum Palast, das ganze Ministerium, Deputationen des Parlaments und des Senates, das diplomatische Korps und die Vertreter der höchsten Staatsämter. Wir kamen in den Schloßhof, aber die Ehrentreppe war verschlossen und lag im Dunkel; nach langen Verhandlungen führten uns die Türwächter schließlich in die Räume des Staatsministeriums. Auf allen Gesichtern lag begreifliches Staunen, Fragen wurden laut; aber niemand wußte Antwort zu geben. Die Adjutanten des Königs und der Oberhofmeister erschienen in großer Uniform, auch auf ihren Mienen lag völlige Ratlosigkeit. Der Ministerpräsident Forista, in großer Hoftracht, schüttelte den Kopf. Der Oberhofmeister flüsternte, der Adjutant des Königs kratzte sich am Kopfe, der Ministerpräsident aber verlangte Auskunft, warum wir nicht sofort hinaufgingen. Die Situation wurde kritisch. Endlich kam eine Antwort auf die zornige Frage des Ministerpräsidenten: sie wirkte wie eine Bombe. „Der König selbst hat es verboten, der König selbst hat bestimmt, daß niemand hinaufkommt, er hat befohlen, die Türen zu schließen und hat uns beauftragt, alle Herrschaften zu verabschieden.“ Es gab eine aufregende Szene, der Ministerpräsident wollte den Eingang erzwingen, aber alles war umsonst. Schließlich zog die ganze festlich geschmückte Schar gleich begossenen Pudeln davon, die Minister, die Parlamentspräsidenten, die Würdenträger, die Generale.“ Das Rätsel war nach wenigen Tagen gelöst, denn am 11. Februar erschien das Dekret, in dem Don Amadeo die Krone Spaniens niederlegte und in seine Heimat Italien zurückkehrte. Im selben Jahre siedelte Echegaray nach Frankreich über. Der damals Vierzigjährige, der bis dahin die erfolgreiche Laufbahn eines Gelehrten und Beamten zurückgelegt hatte, — er war Professor an der Madrider Ingenieurschule geworden, hatte sich dadurch bedeutende mathematische und physikalische Werke, wie die „Mathematische Theorie des Lichtes“ den Ruf eines außerordentlichen Gelehrten erworben und war 1866 Mitglied der Madrider Akademie geworden — als Vierzigjähriger also entdeckte Echegaray zum erstenmal sein Dichtertalent. „Damals“, so erzählte er einmal, „schrieb ich zum erstenmal Verse. Höchlichst erstaunt über diese Stimme der Gottheit, die plötzlich in mir laut und mich unwiderstehlich zum Schreiben drängte, gab ich mich den drängen-

den Mächten meines Innern hin und dichtete in Versen und in einem Akt das „Stammregister“, das ich dann in Madrid aufführen ließ. Seitdem habe ich nicht aufgehört, zu dichten, ich schrieb jedes Jahr 2 bis 4 Stücke, und im ganzen beläuft sich die Zahl meiner Stücke auf über 70.“ Alle Werke Echegaray's, die mit einer an Dope de Vega gemahnenden Reichtigkeit und Fruchtbarkeit hervorgebracht waren, sind durch stürmische Rhetorik und bunte Wortpracht getragen. In Deutschland wurde Echegaray vor zwei Jahrzehnten viel gespielt, am bekanntesten wurde hier sein Drama „Galeotto“ in der Bearbeitung von Paul Lind. Echegaray erhielt auch den Nobelpreis, den er mit Mistral teilte. Trotzdem er seit seinem vierzigsten Jahre den größten Teil seiner Kraft und seiner Arbeit der dramatischen Dichtung widmete, vergaß er doch nie die Mathematik, der er bis zuletzt treu blieb. Er bewahrte stets in seiner Bibliothek alle wissenschaftlichen Bücher, die bis in die ersten Tage seiner Studentenzeit zurückreichten. Von einem Besucher gefragt, wie er die Dichtkunst mit einer so abstrakten Wissenschaft wie der Mathematik vereinen könne, gab er zur Antwort: „Das scheint Ihnen von der Literatur entfernt? Für mich ist es das nicht. Ich finde auch in den Sphären der Mathematik eine unendliche Poesie. Es ist ein Feld ungeheurer Tätigkeit, in dem ich mit Vergnügen meine Einbildungskraft spazieren gehen lasse, und wenn ich an einer Dichtung arbeite, wenn ich die Peripetien eines Dramas beschreibe, so begegne ich auch da den fundamentalen Grundsätzen der gebieterischen Macht mathematischer Prinzipien, aus denen die Kämpfe des Schicksals sich ergeben; und so waltet ein starrer Fatalismus als in jenem mathematischen Gesetz, nach dem die Konflikte unserer moralischen Freiheit sich vollziehen?“

Unterseeboote in der Schweiz. Daß die schweizerischen Spielwarenhandlender auch schweizerische Schlachtschiffe zur Schau bringen, auf denen die Aufschriften „Wilhelm Tell“, „Rüti“ usw. prangen, ist nichts Ungewöhnliches. Aber bei diesem neuen Unterseeboot handelt es sich nicht um ein Spielzeug, sondern um ein wirkliches Unterseeboot, das für den Genfer See errichtet und dort verkehren soll. Die Rücksicht auf das aktuelle Interesse und der Trieb, neue Reklamemöglichkeiten ausfindig zu machen, haben hier erfolgreich zusammengezwirrt. Tatsächlich soll ein solches Fahrzeug, so schreibt uns ein Züricher Mitarbeiter, gebaut werden, ungefähr 10 Meter lang sein und eine Schnelligkeit von 10 bis 13 Knoten besitzen, so daß es gut $\frac{1}{4}$ Stunde sich unter Wasser bewegen können. Einige reiche Hotelbesitzer der Gegend wollen sich allen Ernstes zu diesem Zwecke zusammenschließen. Ob nun die verschiedenen Zoll- und Grenzbehörden der beiden Seeufer schlankweg damit einverstanden sein werden, wird sich zeigen. Jedenfalls ist das ein Beispiel mehr dafür, wie man die Kriegsergebnisse in den Dienst der Reklame stellen kann.

Ein Petroleum-Kanal in Amerika. Eine der größten Ausgaben in der amerikanischen Petroleumindustrie beansprucht die kostspielige Bahnbeförderung des Petroleum's vom Ort seiner Gewinnung bis zum nächsten Hafen. Die erste umfassende technische Änderung auf diesem Gebiete wurde nunmehr, wie das „Journal des Débats“ berichtet, von einer Petroleumgesellschaft im Pentland-Distrikt in Kalifornien ins Werk gesetzt. Während das Petroleum bisher in besonderen Eisenbahn-Tankwagen abtransportiert werden mußte, wird es nunmehr in unterirdischen Kanälen, die als Stahlröhren von 20 Zentimeter Durchmesser gebaut sind, nach dem Hafen von Los Angeles geleitet. Diese Petroleum-Kanalisation ist 242 Kilometer lang, und sie besitzt eine 87 Kilometer lange Abzweigung, durch die die mit Petroleum heizbaren Lokomotiven der kalifornischen Eisenbahn ohne Schwierigkeiten und weitere Transportkosten an Ort und Stelle aufgefällt werden. Mittels besonderer technischer Neuerungen wurde die ganze Kanalisation in 15 Monaten fertiggestellt, wobei täglich 1800 Meter Stahlröhren gelegt wurden. Die Leitung durchschneidet nacheinander drei Talmulden, muß aber zwei Bodenerhebungen in der Höhe von 1290 und 1138 Meter überwinden, bevor sie sich schließlich zum Meerespiegel hinabsenkt. 18 Pumpwerke sind längs dieser Petroleum-Kanalisation angebracht. Die Kanalisation liefert an ihrem Endpunkte im Hafen bis 150 Kubikmeter Petroleum in der Stunde. Es ist dies die erste großangelegte Petroleum-Kanalisation, und der Versuch hat sich allem Anschein nach über Erwarten gut bewährt.